

## LEBENSWELT - LEKTÜRE

Hans Blumenbergs ›Glossen zu Fontane‹

Von Alexander Waszynski (Erlangen-Nürnberg)

Hans Blumenbergs kleine Prosa lässt sich als Bestandteil des Entwurfs zu einer ‚Theorie der Unbegrifflichkeit‘ verstehen. Vor diesem Hintergrund zeigt der Beitrag, wie seine ›Glossen zu Fontane‹ die Reformulierung des Husserl’schen Lebensweltbegriffs fortführen und implizit ergänzen: Sie tragen die Bewegung der Lektüre nach, die, indem sie das vermeintlich Marginale und Selbstverständliche bearbeitet, ihrerseits einen „Ansatz von oder zu Theorie“ ausbildet.

Hans Blumenberg’s short prose can be considered as part of the project on a ‘theory of non-conceptuality’. Within this framework, the article investigates how his collection ›Glossen zu Fontane‹ contributes to reformulating Husserl’s concept of lifeworld, to which it silently adds a new aspect: In working on the self-evident and marginal, the process of reading comes to be a genuine source for theory, too.

Während ein großer Teil der philosophischen Fragmente Blumenbergs unveröffentlicht ist,<sup>1)</sup> legt bereits eine Reihe von Publikationen Zeugnis ab für ein Verfahren, das Problemstellungen *en miniature* variiert und untereinander verknüpft.<sup>2)</sup> Es lässt sich als Spielart der phänomenologischen Variation verstehen; der Eigenwert dieses zunächst textuellen Verfahrens darf jedoch nicht übersehen werden. Anhand einer Auswahl aus Blumenbergs Arbeiten zu Fontane möchte ich zeigen, dass sich dieser Eigenwert als komplexe Relation von Theorie und Lektüre beschreiben lässt.

Die im Nachlassband ›Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane‹ (1998) versammelten Texte sind Teil einer im Feuilleton und in der Literaturzeitschrift

---

<sup>1)</sup> Vgl. zu Umfang und Sammlungsstruktur der nachgelassenen Fragmente: RÜDIGER ZILL, Anekdote, in: Blumenberg lesen. Ein Glossar, hrsg. von ROBERT BUCH und DANIEL WEIDNER, Frankfurt/M. 2014, S. 26–42, hier: S. 37.

<sup>2)</sup> U. a. HANS BLUMENBERG, Die Verführbarkeit des Philosophen. In Verbindung mit MANFRED SOMMER herausgegeben vom Hans Blumenberg-Archiv, Frankfurt/M. 2000; DERS., Ein mögliches Selbstverständnis. Aus dem Nachlaß, Stuttgart 1997; DERS., Die Sorge geht über den Fluß, Frankfurt/M. 1987.

›Akzente‹ ausgebildeten Schreibpolitik der kleinen Form.<sup>3)</sup> Den journalistischen und literarischen Arbeiten Fontanes begegnet dieses Schreiben mit einer äußerst knappen Prosa, die sich zwischen Textstellenkommentar und zuspitzender Vergrößerung von vermeintlich Unscheinbarem hält. Der beiläufige Charakter dieser Miniaturen kaschiert ihren Stellenwert innerhalb von Blumenbergs Sprachphilosophie, bearbeiten sie doch eine Aufgabenstellung, die seit dem Entwurf einer Metaphorologie von 1960 an Kontur gewonnen hat; Fontanes subtile Inszenierungen etwa der Anekdote oder des *small talk* werden so als Bezugspunkte einer ›Theorie der Unbegrifflichkeit‹<sup>4)</sup> lesbar. Mit Blick auf die formale Struktur der Anekdote hat Paul Fleming nachvollzogen, dass mit den Varianten von Unbegrifflichkeit zugleich das Aufkommen von Theorie überhaupt thematisch wird; hierfür ist Blumenbergs Ansatz bei der Lebenswelt als einem paradoxalen „degree zero“<sup>5)</sup> entscheidend:

Nonceptuality modulates [...] metaphorology's sphere of reference in a twofold manner: first, metaphor is now only 'a special case of nonceptuality', which includes myth, gloss, example, anecdote, etc.; second, the project is redirected back to the 'beginnings' of theory and what escapes yet somehow relates to all theory – conceptual and non-conceptual alike – namely, the lifeworld itself.<sup>6)</sup>

<sup>3)</sup> Die Sammlung ist 1998 bei Hanser erschienen und wurde 2002 unter dem Titel ›Vor allem Fontane. Glossen zu einem Klassiker‹ bei Insel neu aufgelegt. Im Folgenden wird die Ausgabe von 2002 zitiert. Beide den Glossenbegriff zitierende Titel scheinen herausgeberische Entscheidungen zu sein, die sich jedoch auf eine Reihe kleinerer Arbeiten plausibel beziehen können, darunter: Glossen zu Anekdoten, in: Akzente 30,1 (1983), S. 28–41. Mit Ausnahme des Hinweises auf das Copyright („Hans Blumenberg Erben München“) fehlen nähere Angaben zur Herausgeberschaft ebenso wie eine Erläuterung der editorischen Prinzipien und Quellen. Zahlreiche der Textstücke sind bereits zu Lebzeiten veröffentlicht worden, z. B.: Nächtlicher Anstand. Glossen zu Anekdoten, in: Akzente 35,1 (1988), S. 42–55, bzw. überschneiden sich mit anderen Nachlasspublikationen (›Goethe zum Beispiel‹, ›Begriffe in Geschichten‹, ›Ein mögliches Selbstverständnis‹). Neun Miniaturen waren unter dem Titel ›Lebensgedichte. Einiges aus Theodor Fontanes Vielem‹ in Akzente 38,1 (1991), S. 7–28 erschienen. Eindeutig ist der dort gespannte Bogen: ›Lebensgedichte‹ beginnt mit der Diskussion des Nachlassgedichts ›Leben‹ und endet mit dem Satz: „Wer seinen Nachlaß vorbereitet, schreibe einiges hinein, was den Geist der Verschonung weckt und sättigt“ (ebenda, S. 28). Die Reihenfolge ist in den späteren Sammlungen, die nach besprochener Textgattung rubrizieren, nur ansatzweise erhalten.

<sup>4)</sup> HANS BLUMENBERG, Theorie der Unbegrifflichkeit, hrsg. von ANSELM HAVERKAMP, Frankfurt/M. 2007.

<sup>5)</sup> PAUL FLEMING, On the Edge of Non-Contingency: Anecdotes and the Lifeworld, in: TELOS 158 (2012), S. 21–35, hier: S. 25.

<sup>6)</sup> Ebenda, S. 24–25. Dies ist bezogen auf eine Passage in ›Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit‹: Metaphorologie sei „nicht mehr vor allem auf die Konstitution von Begrifflichkeit bezogen, sondern auch auf die rückwärtigen Verbindungen zur Lebenswelt als dem ständigen – obwohl nicht ständig präsent zu haltenden – Motivierungsrückhalt aller Theorie.“ (HANS BLUMENBERG, Ästhetische und metaphorologische Schriften, hrsg. von ANSELM HAVERKAMP, Frankfurt/M. 2003, hier: S. 193–209; S. 193). Ausgehend von Blumenbergs Bemerkung, dass an der Anekdote nichts Zufälliges sei, legt FLEMING den

Mit Blumenbergs Neuansatz bei der Unbegrifflichkeit weicht die Konzentration auf die Metapher einer flacheren Verteilung unterschiedlicher Formen, deren genauer Umfang jedoch unklar bleibt.<sup>7)</sup> Hervorgehoben wird nicht mehr das Vorfeld von Begrifflichkeit, sondern das – weder begrifflich noch unbegrifflich strukturierte – Vorfeld von Theorie überhaupt, das aber als solches unadressierbar bleiben muss.<sup>8)</sup>

Mit diesen Schwierigkeiten hängt die Aufmerksamkeit für „Fontanes Zuneigung zur Anekdote“<sup>9)</sup> zusammen. Wenn Blumenberg diese ‚Zuneigung‘ aufnimmt, geschieht dies als Relektüre zweier Textstellen – aus einem Briefwechsel und einer Passage aus den ›Wanderungen‹. Der Spezialfall von Unbegrifflichkeit wird zum Gegenstand eines Verfahrens, das seinerseits unbegrifflich operiert: Blumenbergs Glossierung verschränkt die Technik einer Kommentierung ‚von der Seite her‘, wie es der Marginalglosse entspricht, mit dem zuspitzenden Format der journalistischen Glosse.<sup>10)</sup> Darin ist eine philosophische Diskussion zuallererst „Arbeit am Material“.<sup>11)</sup> Doch nicht nur der „Status von Anekdoten“ kann, wie Rüdiger Zill betont hat, „philologisch prekär“ sein,<sup>12)</sup> sondern auch der Status des philologischen Zugangs selbst. Ausgehend vom Thema dieses

---

Akzent auf dieses Strukturmerkmal der Nicht-Kontingenz („merely this structural feature“, *On the Edge of Non-Contingency* (zit. Anm. 5), S. 28) Theoretische Relevanz gewinnt sie dann nicht, weil sie aus der Lebenswelt stammt oder Lebensweltliches berichtet, sondern weil die Lebenswelt selbst das Paradigma der Kontingenzausschaltung ist. In der Spannung zwischen ihrer formalen Struktur und dem Narrativ, das sie darbietet, ist die Anekdote ein Schwellenphänomen: „in and as theory, as a mode of thought at the nexus of literature and experience, literature and the real“ (DERS., *The perfect story: Anecdote and exemplarity in Linnaeus and Blumenberg*, in: *Thesis Eleven* 104,1 (2011), S. 72–86, hier: S. 74).

<sup>7)</sup> Vgl. hierzu auch: ZILL, *Anekdote* (zit. Anm. 1), S. 26.

<sup>8)</sup> Vgl. FLEMING, *On the Edge of Non-Contingency* (zit. Anm. 5), S. 26: „Every theory of the lifeworld undoes its object.“

<sup>9)</sup> BLUMENBERG, *Vor allem Fontane* (zit. Anm. 3), S. 160. Die Anekdote wird dort beschrieben als Medium einer Depotenzierung absoluter Geltungen und illegitimer Hypostasierungen: „Die Anekdote, wie erfunden und zugewandert auch immer, mythisiert ihre Helden und ‚Subjekte‘ nicht. Im Gegenteil: Sie reduziert ihre Distanzen auf vertrauliche Nähe, ihre historische Größe im Guten wie im Bösen auf moralische Bedenklichkeit im beiderseitigen Sinn“ (ebenda). Diese ‚anekdotische Ausnüchterung‘ (ebenda) fügt sich damit ein in das Projekt einer historisch-kritischen Aufarbeitung philosophischer Ansprüche. Jenseits verlässlicher Autorschaft bietet sie Nebensächliches, das – wie der Mythos – von Anfang an der Rezeptionsgeschichte überantwortet ist (vgl. hierzu pointiert: FLEMING, *On the Edge of Non-Contingency*, zit. Anm. 5, S. 31).

<sup>10)</sup> Zu Herkunft und Umfang des Begriffs ‚Glosse‘ vgl. Art. *Glosse*, in: GERO VON WILPERT, *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart 2001, S. 314–315.

<sup>11)</sup> Ich greife hier RUDOLF HELMSTETTERS – wiederum von Blumenbergs Mythosbuch inspirierte – Formel für Fontanes, in den Publikationsapparat seiner Zeit eingelassene Schreiben auf (*Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*, München 1998, S. 106).

<sup>12)</sup> ZILL, *Anekdote* (zit. Anm. 1), S. 27.

Sonderbands stellt sich die Frage nach dem Status und der Relevanz der Lektüre innerhalb dieser Konstellation: für das Verhältnis der Glossierung zu literarischem Gegenstand und Philosophem, ebenso aber auch für das Aufkommen von Theorie. In den ›Glossen‹ wird dies an keiner Stelle explizit verhandelt, vielmehr bauen sie eine geradezu unüberbrückbare Spannung auf zwischen ihrem lesend-schreibenden Verfahren und dem, was sie über ‚den Leser‘ mitzuteilen bereit sind: über den „armen potenziellen Leser“,<sup>13)</sup> den „gewünschten“, „impliziten“,<sup>14)</sup> „nachherigen“,<sup>15)</sup> „hinterlistigen“,<sup>16)</sup> „erschreckten“<sup>17)</sup> oder auch den ‚Leser von Grabinschriften‘,<sup>18)</sup> Diese Leserfiguren bevölkern eine von Blumenberg in ironischer Distanz gehaltene rezeptionsästhetische Dimension, die nicht mit dem Gegenstand des hier verfolgten Interesses zusammen fällt. Hier soll eine in Blumenbergs Texten mitlesbare Lektürebewegung gesucht werden, von der ich annehme, dass sie eine eigene Reflexionsform dar- und ausstellt.<sup>19)</sup> Sie lässt sich über die nicht immer ausdrückliche Verhandlung der Lebenswelt erschließen. Hans Blumenberg als Leser gerät damit also nur bedingt in den Blick.

### *1. Blumenbergs Reformulierung der Lebensweltproblematik*

In ›Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie‹ (1936) hat Edmund Husserl den Terminus ‚Lebenswelt‘ verwendet, um daran die „Welt der schlichten intersubjektiven Erfahrungen“<sup>20)</sup> als das vergessene „Sinnesfundament der Naturwissenschaft“<sup>21)</sup> auszuweisen. Im Methodenideal objektiver Wissenschaft reiße die Rückbindung an die Sphäre subjektiver Erfahrung ab. Lebenswelt ist in diesem Modell die nicht durch Reflexion erschlossene Vorgegebenheit, die Welt als ein „Universum vorgegebener Selbstverständlichkeiten“.<sup>22)</sup> Aufgabe der Phänomenologie sei es, „die universale Selbstverständlichkeit des Seins der Welt [...] in eine Verständlichkeit zu verwandeln.“<sup>23)</sup> Blumenberg hat Husserls Lebenswelt-

<sup>13)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 131.

<sup>14)</sup> Ebenda, S. 27.

<sup>15)</sup> Vgl. ebenda, S. 57.

<sup>16)</sup> Vgl. ebenda, S. 82.

<sup>17)</sup> Ebenda, S. 46.

<sup>18)</sup> Ebenda, S. 73.

<sup>19)</sup> Es spielt für diese Fragestellung keine vordringliche Rolle, ob es sich in den ›Glossen zu Fontane‹ um vermutlich zunächst auf Tonband gesprochene Gelegenheitsarbeiten handelt. ‚Lektüre‘ meint hier nicht ein Phänomen, sondern eine Struktur.

<sup>20)</sup> EDMUND HUSSERL, Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Den Haag 1976, § 34 (Husserliana VI, S. 136).

<sup>21)</sup> Ebenda, § 9, S. 48.

<sup>22)</sup> Ebenda, § 53, S. 183.

<sup>23)</sup> Ebenda, § 53, S. 184.

konzept kritisch aufgegriffen<sup>24)</sup> und, vor allem in der aus dem Nachlass herausgegebenen ›Theorie der Lebenswelt,<sup>25)</sup> ausführlich reformuliert. Darin ist die „Prämodalität“<sup>26)</sup> der Selbstverständlichkeit zum entscheidenden Aspekt geworden: „Das ‚Übersehen‘ ist das Korrelat der Charakteristik von Lebenswelt als Selbstverständlichkeit“,<sup>27)</sup> als „Welt der Unauffälligkeiten“<sup>28)</sup> und „Reservat von Ungenauigkeit“.<sup>29)</sup> Was sich von selbst versteht, bedarf keiner Klärung.

Entsprechend sei Lebenswelt der „Inbegriff von Theorieersparnis“.<sup>30)</sup> Über diesen Umweg macht Blumenberg ›Theorie‹ zum theoretischen Gegenstand und löst sie aus der Bindung an die Genesis der objektiven Wissenschaften; gleichzeitig wird ein Einspruch gegen die Möglichkeit reiner Theorie formuliert. Wissenschaftliche Modelle könnten diese schon insofern nicht erreichen, als sie tendenziell in den Modus der Selbstverständlichkeit zurücksänken, wie das Beispiel der akademischen Schulbildung veranschauliche.<sup>31)</sup> In Blumenbergs Rekonstruktion ist ›Lebenswelt‹ kein genuin Antitheoretisches, sondern

<sup>24)</sup> Bereits Ende der 50er Jahre, dem Entstehungszeitraum der ›Paradigmen zu einer Metaphorologie‹, hatte Blumenberg die Lebensweltthematik aufgenommen: HANS BLUMENBERG, Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie, in: DERS., Wirklichkeiten in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede, Stuttgart 1981, S. 7–54, zuerst als Vortrag 1959). In diese Zeit fällt auch seine erste extensive Fontane-Lektüre. Eine Spur dieser Auseinandersetzung findet sich an prominenter Stelle im metaphorologischen Paradigma II, in dem die Abgrenzung zwischen Allegorie und Metapher über ein Fontane-Zitat vorgenommen wird: „*Es muß der Gedanke gleich im Bilde geboren werden [...]*“ (THEODOR FONTANE, Theaterkritik vom 19. Februar 1881: Laube, ›Die Karlsschüler‹, zit. n. HANS BLUMENBERG, Paradigmen zu einer Metaphorologie. Kommentar von ANSELM HAVERKAMP, Berlin 2013, S. 32). Die Bezüge zwischen Metaphorologie und Lebenswelt werden erst später, insbesondere im ›Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit‹, deutlicher ausgearbeitet. Vgl. zum Komplex Lebenswelt und Metaphorologie: RÜDIGER CAMPE, Von der Theorie der Technik zur Technik der Metapher. Blumenbergs systematische Eröffnung, in: Metaphorologie. Zur Praxis von Theorie, hrsg. von ANSELM HAVERKAMP und DIRK MENDE, Frankfurt/M. 2009, S. 283–315.

<sup>25)</sup> HANS BLUMENBERG, Theorie der Lebenswelt, hrsg. von MANFRED SOMMER, Berlin 2010. FLEMING hat auf den ›agonistischen‹ Charakter des Titels verwiesen, der die Spannung zwischen einer „zone resistant to theory“ und ihrer „theorization“ umschreibe (On the Edge of Non-Contingency (zit. Anm. 5), S. 21). „Man sieht es dem Buchtitel nicht gleich an, aber ›Theorie der Lebenswelt‹ ist ein Widerspruch in sich“ (MANFRED SOMMER, Nachwort des Herausgebers, in: BLUMENBERG, Theorie der Lebenswelt, S. 243–247, hier: S. 243).

<sup>26)</sup> BLUMENBERG, Theorie der Lebenswelt (zit. Anm. 25), S. 16.

<sup>27)</sup> Ebenda, S. 168.

<sup>28)</sup> Ebenda, S. 70.

<sup>29)</sup> Ebenda, S. 13.

<sup>30)</sup> Ebenda, S. 23.

<sup>31)</sup> Vgl. ebenda, S. 56. Bemerkenswert ist die Komplizierung der Figur dadurch, dass Theorie-Modelle nun selbst in Analogie zum Lebensweltmodell, das ja gerade die Nivellierung von Theorie anzeigen soll, diskutiert werden – so Freuds Psychoanalyse und deren angestrebte „Einschränkung des theoretischen Fremdbedarfs auf die kleinste mögliche Menge“ (ebenda, S. 127). Diese Rochade bedürfte einer eigenen und ausführlichen Untersuchung.

mit einem historischen Index, mit Theoriespuren versehen.<sup>32)</sup> Gleichzeitig sei Lebenswelt „immer das Thema eines Vorganges des Heraustretens, dessen Ausgangszustand der Terminus benennt.“ In aller Deutlichkeit wird ein reduktives Verständnis von Lebenswelt zurückgewiesen: „Nie also ist hier von der Idylle einer früheren oder zukünftigen Heimat des Menschen die Rede.“<sup>33)</sup>

Das Zurücklaufen in Selbstverständlichkeit geht einher mit der Unmöglichkeit, dort je ankommen oder bleiben zu können. Blumenbergs Umarbeitung des Lebensweltproblems zielt auf die Beschreibung einer „Krisenzone“<sup>34)</sup> in der Regress und Exposition ineinandergreifen. Die husserlkritische Pointe besteht darin, dass der „Ansatz von oder zu Theorie“<sup>35)</sup> als *immanente Konsequenz*, als „unverfehlbare[...] Selbstzerstörung“<sup>36)</sup> der Lebenswelt, und nicht auf Basis eines Ur-Entschlusses verstanden werden müsse. Diese Autodestruktion der Lebenswelt selbst habe Husserl nicht gesehen. Blumenberg wendet sich damit gegen die Ansicht, dass sich die Suspendierung des Selbstverständlichen durch einen Einstellungswechsel intentional erzwingen lasse. Am „Terminus“ Lebenswelt lässt sich dann ein Akzent mitlesen, der auf eine latente Entgrenzung gesetzt ist, auf das Ende nicht nur des so Benannten, des ‚Universums der Selbstverständlichkeit‘, sondern, im Verbund mit einer Theorie der Unbegrifflichkeit, auch des begrifflichen Benennens, des Terminologischen. Das Aufkommen von Theorie ereignet sich zwischen zwei Unmöglichkeiten: zwischen dieser, die den Zustand der Theoriesistenz unhaltbar macht, und jener, die das Erreichen reiner Theorie blockiert. Der ‚Ansatz von oder zu Theorie‘ bezeichnet jedoch nicht nur das Aufkommen selbst, sondern auch ein Aufkommen *aus* Theorie, genauer: aus dem, was Theorie hätte werden können, aber ins Selbstverständliche zurückgesunken ist und Spuren hinterlassen hat.

## 2. Die ›Glossen zu Fontane‹ und die Selbstzerstörung der Lebenswelt

Gerhard Neumann hat Fontanes Einsicht in die „Labilität der sprachlichen Zeichen“<sup>37)</sup> mit einer Schwellenzone in Verbindung gebracht: Fontane zeige, „wie das Materiale der Lebenswelt sich in das verfeinerte Gewebe der Kultur“

<sup>32)</sup> „Zu sagen, die Lebenswelt sei frei von Theorie und vor der Theorie, bedeutet keineswegs, daß in den Auffassungen und Meinungen, der Weltansicht eben dieser Lebenswelt nicht Sedimente von Erfahrungen und Erkenntnissen liegen, die ihrem Typus nach theoretischen Resultaten ähnlich sein können oder sogar einmal solche waren“ (ebenda, S. 80f.).

<sup>33)</sup> Ebenda, S. 139–140.

<sup>34)</sup> Ebenda, S. 60.

<sup>35)</sup> Ebenda, S. 54.

<sup>36)</sup> Ebenda, S. 92.

<sup>37)</sup> GERHARD NEUMANN, Romankunst als Gespräch, Freiburg [u. a.] 2011, S. 8.

verwandle.<sup>38)</sup> Neumann hebt die „Aufmerksamkeit“ für „*jene heikle Zone* zwischen natürlicher und kultureller Wirklichkeit“ heraus, „in der die gesellschaftliche Arbeit der Sprache verrichtet“ werde.<sup>39)</sup> Diese Trennung zwischen natürlicher und kultureller Wirklichkeit lässt sich mit Blumenbergs ›Theorie der Lebenswelt‹ und der darin behandelten ›Krisenzone‹ nicht gänzlich in Deckung bringen. ›Lebenswelt‹ ist dort bereits kulturell und zeichenhaft durchsetzt, nicht also die Sphäre „brodelnder Materialität“, von der Neumann handelt.<sup>40)</sup> Blumenbergs Entwurf adressiert ein rein strukturelles, kein soziologisches oder kulturtheoretisches Problem. Er verlagert die Labilität in den fiktiven – dann wörtlich zu lesenden – „Ausgangszustand Lebenswelt“. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass Bedrohungen seiner Kohärenz – Kritik, Fremdheit, Widerspruch, Kontingenz – fortwährend abgewehrt werden, indem sie als potenziell bekannt, kalkulier- und antizipierbar verstanden wären.

›Lebenswelt‹ ist das Integrationsschema schlechthin: die latente Bewegung, den Anspruch des Anderen in eine Spielart des Eigenen umzumünzen.<sup>41)</sup> Wesentlich ist, dass die Bewegung der Selbststabilisierung zur Selbstaufhebung beiträgt. „Die Destruktion der Lebenswelt kann philosophisch nur begriffen werden, wenn sie selbst als Inbegriff der Akte ihrer Verteidigung, ihrer Selbstreparatur, ihres Sich-Durchhaltens gesehen wird.“<sup>42)</sup> Blumenberg hatte die Verletzlichkeit der Lebenswelt zunächst über die Differenz zwischen zwei Totalitäten erläutert. Die „Totalität der Wirklichkeit“ könne nie identisch sein mit der „Totalität der Lebenswelt“.<sup>43)</sup> Nun tritt als Schwierigkeit hinzu, dass die Lebenswelt überhaupt Stabilität suggeriert und dazu der List und Selbsttäuschung bedarf. Schon die Möglichkeit einer „Störung im Mechanismus ihres Ablaufs“<sup>44)</sup> ist die erste Dezentrierung des Verblendungszusammenhangs.<sup>45)</sup>

<sup>38)</sup> Ebenda.

<sup>39)</sup> Ebenda, S. 7, H. v. m.

<sup>40)</sup> Ebenda.

<sup>41)</sup> Vgl. BLUMENBERG, *Theorie der Lebenswelt* (zit. Anm. 25), S. 52–53; S. 103–104.

<sup>42)</sup> Ebenda, S. 27. MANFRED SOMMER weist auf einen „externen Auslöser“ hin, dessen es bedürfe, um diese „interne ‚Autodestruktion‘“ anzustoßen. Wie dies geschehe, bleibe bei Blumenberg jedoch, durchaus kalkuliert, „undeutlich“ (*Lebenswelt*, in: *Blumenberg lesen*, hrsg. von ROBERT BUCH und DANIEL WEIDNER, Berlin 2014, S. 160–170, hier: S. 167). SOMMER bezieht sich auf zwei Passagen, in denen ein solcher Störfaktor umrissen werde: zum einen die Diskussion des Theoriemodells der Freudschen Psychoanalyse (vgl. BLUMENBERG, *Theorie der Lebenswelt* (zit. Anm. 25), S. 126–127), zum anderen die Spekulation über Platons Höhlengleichnis (vgl. ebenda, S. 151ff.). Die „Voraussetzung der Störfähigkeit“ (ebenda, S. 152) im *Innern* der Lebenswelt bzw., genauer, die bloße Möglichkeit der Störung an oder in ihrem unkontrollierbaren Rand lässt sich dort jedoch als bereits aktiv destrukturierendes Element interpretieren.

<sup>43)</sup> BLUMENBERG, *Theorie der Lebenswelt* (zit. Anm. 25), S. 101.

<sup>44)</sup> Ebenda, S. 152.

<sup>45)</sup> Es müsse immer einen „Rest von Wahrscheinlichkeit des Auffliegens konsolidierter Präsumptionen“ geben. Dieser sei „das unausweichliche Schicksal über der Lebenswelt, über

Der ‚Ansatz von oder zu Theorie‘ hat mit dieser medialen Verfasstheit, mit einem prekären Rand der Lebenswelt zu tun:

Die Fülle ihrer Nebenleistungen [der Lebenswelt], mit denen sie den Innenseiten die Erscheinung ihrer Beständigkeit gewährt, werden eines Tages zur Hauptleistung – das heißt aber, daß die Wendung zur theoretischen Einstellung schon vollzogen ist.<sup>46)</sup>

Die ‚Krisenzone‘ dieses Umschlags ist aus einer „*immanenten* Unhaltbarkeit“<sup>47)</sup> heraus erläutert. Die damit verbundene Aufmerksamkeit für die konstitutiven wie destruktiven ‚Nebenleistungen‘ ist es, die Blumenbergs Lebenswelttheorie in eine Affinität zu Fontanes Inszenierungen „schönste[r] Selbstverständlichkeit[en]“<sup>48)</sup> geraten lässt.

### 3. „Aber es gähnt doch eine Kluft“ (›Auf dem Matthäikirchhof‹)

Fontane ‚mit‘ Blumenberg zu lesen, soll im Folgenden heißen: zum einen die Lektürebewegungen einzelner Glossen exemplarisch nachzuvollziehen und sie zum anderen so zu kontextualisieren, dass sich das ihnen zugrundeliegende Verfahren – von Fontane aus – lektüretheoretisch entfalten lässt. Dem möchte ich zunächst anhand des Gedichtes ›Auf dem Matthäikirchhof‹<sup>49)</sup> nachgehen, das Blumenberg zum Schluss des Textes ›Es stirbt sich‹<sup>50)</sup> erwähnt:

Alltags mit den Offiziellen  
 Weiß ich mich immer gut zu stellen,  
 Aber feiertags was Fremdes sie haben,  
 Besonders, wenn sie wen begraben,  
 Dann treten sie (drüber ist kaum zu streiten)  
 Mit einemmal in die Feierlichkeiten.

Man ist nicht Null, nicht geradezu Luft,  
 Aber es gähnt doch eine Kluft,  
 Und das ist die Kunst, die Meisterschaft eben,  
 Dieser Kluft das rechte Maß zu geben.

---

jeder ihrer Formen, das Verhängnis ihrer unverfehlbaren Selbstzerstörung gerade in dem Maße, in dem sie durch Verfeinerung des Rasters jener Präsumptionen ihre Selbsterhaltung betreibt“ (ebenda, S. 92).

<sup>46)</sup> Ebenda, S. 104.

<sup>47)</sup> Ebenda, S. 39, H. v. m.

<sup>48)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 22.

<sup>49)</sup> Das Gedicht ist Teil der Sammlung ›Aus der Gesellschaft‹: in: THEODOR FONTANE, *Sämtliche Romane. Erzählungen, Gedichte. Nachgelassenes*, HF I/6, München 1978, S. 371–377, hier: S. 373–374. Texte Fontanes werden im Folgenden unter Angabe der Abteilungs- und Bandzahl nach der Hanser-Ausgabe ›Werke, Schriften und Briefe‹ zitiert. In den Glossen ist diese Sequenz als „Sammlung überwiegend ironischer Glossierungen [!] sozialer Typik und Pragmatik“ beschrieben (BLUMENBERG, Vor allem Fontane, zit. Anm. 3, S. 165).

<sup>50)</sup> Ebenda, S. 27–30.

Nicht zu breit und nicht zu schmal,  
 Sich flüchtig begegnen, ein-, zwei-, dreimal,  
 Und verbietet sich solch Vorüberschieben,  
 Dann ist der Gesprächsgang vorgeschrieben:  
 „Anheimelnder Kirchhof ... beinah ein Garten ...  
 Der Prediger läßt heute lange warten ...“  
 Oder: „Der Tote, hat er Erben?  
 Es ist erstaunlich, wieviele jetzt sterben.“

Fontanes Gedicht präsentiert gleich mehrere Schwellenzonen: zwischen dem singulären Tod und dem in anonyme Exemplarizität zurückgestuften Toten, zwischen den informellen Gesprächen der Trauergäste und dem Einrasten des Zeremoniells („Der Prediger läßt heute lange warten“), aber auch die Zone zwischen Alltäglichkeit und Nichtalltäglichkeit, „den Offiziellen“ und dem ‚Subalternen‘.<sup>51)</sup> Der *small talk*, von dem Blumenberg sagt, Fontane habe ihn zum Ende des 19. Jahrhunderts in die deutschsprachige Literatur eingeführt,<sup>52)</sup> setzt ein, wenn die Choreographie begegnungsloser Begegnungen stockt. Er simuliere einen Konsens und habe darin „pazifizierende, besänftigende Qualität“.<sup>53)</sup> Man vertrage sich, „indem man sich keinen Grund gibt, es nicht zu tun.“<sup>54)</sup> Das rhetorische Moment liegt hier – wie es eine die Anthropologie betreffende Rhetoriktheorie verlangt – in der „Sicherung des Nicht-Widerspruchs“, im „Nicht-Zerbrechen[] der Konsistenz des Hingenommenen“.<sup>55)</sup> Der *small talk* ist nicht in der Lebenswelt beheimatet, sondern eines ihrer (nur nachträglich interpolierbaren) Strukturmomente. Das subalterne ‚Ich‘ registriert und zitiert die Bewegungen und Verlegenheitssätze, die die gebotenen Abstände und damit die „Konsistenz des Hingenommenen“ erhalten sollen. Indem das Gedicht dieses Dispositiv ausstellt, gibt es eine rhetorisch-lebensweltliche Formation zu lesen, die eine Glossierung provoziert. Zusammen mit der Stabilisierungsbewegung stellt sich jedoch auch eine gegenläufige Tendenz aus.

Fontane beherrscht die Pointe, die im Mißverhältnis des Verhältnismäßigen sogar Komik der Genauigkeit haben kann: *Oder: ‚Der Tote, hat er Erben? / Es ist erstaunlich, wie viele jetzt sterben.‘*

Das [I]mmerwahre als das Destillat des Nichtssagenden – damit schließt der Einakter in nuce.<sup>56)</sup>

<sup>51)</sup> Vgl. das im gleichen Zyklus enthaltene und ebenfalls von Blumenberg besprochene Gedicht ›Der Subalterne‹ (HF 1/6, S. 372).

<sup>52)</sup> Vgl. BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 33.

<sup>53)</sup> Ebenda, S. 35.

<sup>54)</sup> Ebenda.

<sup>55)</sup> HANS BLUMENBERG, Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Ästhetische und metaphorologische Schriften (zit. Anm. 6), S. 406–431, hier: S. 418.

<sup>56)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 36.

Sätzen wie diesen komme die Funktion zu, „daß sie eine Art ‚Restbedarf‘ decken, *überhaupt etwas zu sagen und nicht ganz zu schweigen*“.<sup>57)</sup> Das „Destillat des Nichtssagenden“ enthält eine innere Tendenz zur Überschreitung: „*Zuviel über Zuwenig*. Vollbesitz der Sprache verbunden mit der trainierten Fähigkeit, sie nichts bedeuten zu lassen“.<sup>58)</sup> Das, was Verhältnismäßigkeit stiften soll, ist es selbst nicht. Mit Blumenbergs Kommentar wird das Gedicht in zwei Hinsichten lesbar: als Einakter des Gelingens („das rechte Maß“) und als Einakter des Verfehlens („Mißverhältnis des Verhältnismäßigen“), in dem das Equilibrium der Nebensächlichkeiten strukturell unterlaufen ist. Das Wort ‚Kluft‘, das im Mittelpunkt dieses Spiels der Distanzen steht, bezeichnet eine Spaltung im Terrain, hier zugleich etwas, dem sich, wie einem Grab, „das rechte Maß“ geben lässt. Zugleich entzieht sich die Möglichkeit dieses Maßhaltens im Sinne des Verfehlens.

Fraglich ist nun, wie sich die lebensweltliche ‚Krisenzone‘ zur Glossierung selbst verhält. Erschöpft sich die Lektürebewegung darin, eine literarische Konfiguration als Illustration eines philosophischen Problems auszulegen? Dann bliebe das Konzept der Lebenswelt unangetastet durch das literarische Artefakt, das nur eine Art der Veranschaulichung leistete. In ›Auf dem Matthäikirchhof‹ wäre ein Aspekt von Lebenswelt, der *small talk*, dargestellt. Meine Hypothese ist jedoch, dass das strukturelle Lebensweltproblem, das die Arbeiten zu Fontane eher implizit als explizit verhandeln, aus dieser darstellungslogischen Bindung gelöst und stattdessen auf das lesend-schreibende Verfahren der Glossierung selbst bezogen werden muss. Indem der Beitrag des Artefakts bereits innerhalb der Aushandlung einer ›Theorie der Lebenswelt‹ selbst – und damit von Theorie überhaupt – verortet werden soll, unterscheidet sich der hier verfolgte Ansatz von narratologischen oder anthropologischen Positionen in der gegenwärtigen, den Lebensweltbegriff aufnehmenden Literaturtheorie.<sup>59)</sup>

<sup>57)</sup> Ebenda, S. 157. Der Kontext ist hier ein anderer: „Der Ausdruck ‚Lebenswelt‘ zielt auf eine Konsequenz, in der sich die Sätze *So ist die Welt* und *So ist das Leben* derart aufheben, daß selbst für ihre Unbestimmtheit kein ‚Bedarf‘ mehr besteht.“

<sup>58)</sup> Ebenda, S. 34.

<sup>59)</sup> Vgl. *Textwelt – Lebenswelt*, hrsg. von BRIGITTE BOOTHE et. al., Würzburg 2012; *Literatur & Lebenswelt*, hrsg. von ALEXANDER LÖCK und DIRK OSCHMANN, Köln, Wien 2012; HANS SANDERS, *Lebenswelten. Imaginationsräume der europäischen Literatur*, Berlin [u. a.] 2013. Ein Modell, das explizit an Blumenberg anschließt, hat STEFAN MATUSCHEK vorgelegt: *Lebenswelt als literaturtheoretischer Begriff*. Im Anschluss an Hans Blumenbergs ›Theorie der Lebenswelt‹, in: *Literatur & Lebenswelt*, S. 57–72. Literatur könne darstellen, pointiert MATUSCHEK, was sich lebensweltlich verborgen halte, und die „Mannigfaltigkeit biographischer Lebenswelten“ (BLUMENBERG, *Theorie der Lebenswelt*, zit. Anm. 25, S. 9) thematisch machen. Anhand einer Relektüre der Texte zu Fontane soll jedoch gerade diese Darstellungsfunktion von Literatur kritisch befragt werden.

Die folgenden Analysen versuchen, eine solche Bewegung im Detail auseinanderzulegen. Blumenberg greift Fontanes textuelle Konfigurationen ‚von der Seite her‘ auf, und damit die bereits bei Fontane verhandelte Dynamik des ‚Aparten‘. Ich möchte dann zeigen, dass sich der an sich unbestimmbare Einsatz oder Anfang der Lektüre zumindest als diese Unbestimmtheit sehr genau umreißen, in Relation zum Text verorten und darüber auf das lebenswelttheoretische Problem des Aufkommens von Theorie beziehen lässt. Diese Bewegung ist in textuelle Unsicherheiten verstrickt; deutlich wird dies an Blumenbergs Diskussion eines Nachlassgedichts Fontanes und dem daran entbrannten Streit über philologische Gewissheit.

#### 4. *Anamorphotisches Lesen (›Der Stechlin‹)*

An den ›Glossen‹ fällt auf, dass sie neben den ›Wanderungen‹ vor allem Briefe, Gedichte, Kritiken und Notizen Fontanes besprechen, das übrige Romanwerk aber auslassen. Die Ausnahme bildet der letzte Roman, ›Der Stechlin‹, dem sich Blumenberg in ›Rebhuhnflügel und Krammetsvögelbrüste‹ über einen Eintrag aus dem Anmerkungsapparat annähert. In einem nicht verwendeten Entwurf findet sich die Skizze zu einem expliziten Religionsgespräch zwischen Dubslav von Stechlin und Pastor Lorenzen.<sup>60)</sup> Die Ambiguität des Romantitels aufnehmend, bemerkt Blumenberg, dass die Szene in ihrer Deutlichkeit „nicht ganz leicht genug“ gewesen sei, „um an der Oberfläche des Stechlin zu bleiben“. Der „Fontaneton für ein Religionsgespräch“ sei darin nicht „genau genug“ getroffen. „Dieses Genauere“ finde sich vielmehr im Roman, „in einem Gesprächsfetzen, bei Tisch im Kloster Wutz der Domina Adelheid“.<sup>61)</sup> Czako hebt hier an, die am Abend zuvor beim Bruder der Domina eingenommene Mahlzeit – Krammetsvogelbrust – auf die nun servierte – Rebhuhnflügel – zu beziehen:

In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen will, ein großartiger Gegensatz von hüben und drüben; es gibt nichts Diesseitigeres als Brust, und es gibt nichts Jenseitigeres

<sup>60)</sup> Dubslav kommt auf Christus zu sprechen: „... Nun Lorenzen, wie denken Sie eigentlich darüber. Aber ordentlich. Ich kann Sie nun mal controlieren. Haben Sie den Glauben daran? | Den hab' ich. | Gottes Sohn? | Auch. Aber in meinem Sinn. | Ja, in meinem Sinn. Was heißt das? Damit wollt ihr immer aus der Schlinge heraus. Das Gespräch setzt sich fort. Lorenzen wie Windel, aber nicht schopenhauerisch, sondern Bergpredigt, christlich sozial“ (Vorarbeiten und Vorstufen, HF 1/5, S. 435–436).

<sup>61)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 13. NEUMANN hat die zentrale Funktion solcher Tischgespräche für Fontanes Schreiben herausgearbeitet: Es handele sich um paradigmatische „Chronotypen in der sozialen Dynamik“ (Romankunst als Gespräch, zit. Anm. 37, S. 56), eingerückt in ein Set von ‚Kraftfeldern‘, zu denen NEUMANN neben dem Duell und dem ritualisierten Begehren auch das Sterberitual zählt (ebenda, S. 57).

als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der anderen Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich alles, was Flügel heißt, doch höher stellen.<sup>62)</sup>

Vorgebracht wird dies „in einem möglichst gedämpften Tone“<sup>63)</sup> in einer erneuten Zurücknahme des ohnehin Zurückgenommenen. Der „gewagte Höhenflug von der einen Spezialität des Hauses zur anderen, von der Immanenz zur Transzendenz“, bleibe hier, folgert Blumenberg, in der „verdienten Schweben“.<sup>64)</sup> Die Lektüre, die das herausstellt, funktioniert, indem sie vom nicht verwendeten Entwurf ihren Ausgang nimmt, ‚anamorphotisch‘.<sup>65)</sup> Um an einem Tischgespräch die anfängliche Zurücknahme des Expliziten bei Fontane lesbar zu machen, wechselt sie die Perspektive. Genau genommen, gibt sie aber keine Gestalt dort, wo zunächst ein Fleck zu sehen war, sondern sie exponiert eine Bewegung, die gerade von der Beiläufigkeit des Dargestellten verdeckt, unlesbar gehalten wird. Der Gehalt des innerhalb der Szene angebrachten rhetorischen Scherzes lässt sich dann noch einmal verschieben: Czako bezieht „Brust und Flügel“ der servierten Vögel auf den „Gegensatz von hüben und drüben“. Wenn er aber „alles, was Flügel heißt,“ höherstellt, ist in diesem besonderen Fall eine ebenso forcierte wie verhinderte Transzendenz anzunehmen, da es sich erstens um einen gebratenen Flügel handelt und zweitens um den eines Rebhuhns, das sich, wenn es fliegt, eher niedrig über dem Boden hält.

Blumenberg übergeht diese Pointe, um die „Schweben“ zwischen Immanenz und Transzendenz herauszuheben; dabei kann es nicht allein um den rhetorischen „Höhenflug“ gehen. Es muss auch die Frage gestellt werden, woraufhin und nach welchem Prinzip eine solche Szene überhaupt zu lesen ist. Das Angebot, das eine ‚anamorphotische‘ Lektüre macht, geht nicht sofort auf das Nichtgesagte im Sinne eines Verschwiegenen, sondern auf eine grundsätzliche Infragestellung der Explikation, eines transzendenten Sinns. Denn in dem Tischgespräch handelt es sich nicht ‚eigentlich‘ um ein Religionsgespräch. Lesbar wird lediglich die Verhinderung des Themas als Thema, nur der „Ton“ eines solchen Gesprächs wahrnehmbar. Darum ist es einem ‚Lesen von der Seite her‘

<sup>62)</sup> FONTANE, *Der Stechlin*, HF I/5, S. 92–93.

<sup>63)</sup> Ebenda, S. 93.

<sup>64)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 14.

<sup>65)</sup> Als künstlerische Technik verweist die Anamorphose auf die Gemachtheit der Darstellung. „[A]ls Teil der mathematischen Ordnung der Bildkonstruktion liefert sie“, wie DIETER MERSCH erläutert, „keine erkennbare Darstellung, vielmehr verwischt sie das Dargestellte und löscht die Figur aus, um das Bild an einem anderen Ort, nämlich in einem extremen Winkel von nahezu 180°, erst entstehen zu lassen“ (Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie, in: *Was ist ein Medium?*, hrsg. von STEFAN MÜNKER und ALEXANDER ROESLER, Frankfurt/M. 2008, S. 304–321, hier: S. 311). Sie erzeuge damit „eine paradoxe Figuralität, die, indem sie nichts zu zeigen scheint, zugleich auf die Medialität der Bildkonstruktion zeigt“ (ebenda, S. 313). Was Blumenbergs Glosse entstehen lässt, ist jedoch gerade eine Entbildlichung: von der Seite her wird sichtbar, was undarstellbar bleibt.

zu tun, dem sich der flottierende Charakter des ‚Gesprächsfetzens‘ erst vor dem Hintergrund der verworfenen Möglichkeit abzeichnet. Mit dem Schlusssatz der Glosse erhält diese Konfiguration eine weitere Drehung: „Wie der greise Fontane in diesem Werk, dessen Korrekturen er noch gelesen, das er aber als leibhaftiges Buch nicht mehr in Händen halten sollte, nochmals und letztmals alles in der Schwebeläuft.“<sup>66)</sup> In der Spannung zwischen zurückgenommener *mise-en-scène* und postum erscheinender Erstausgabe bringt Blumenbergs anamorphotische Lektüre die Aporie der Geschlossenheit zur Lesbarkeit.

### 5. Der zweite Untergang der Metaphysik (›Rheinsberg‹)

In der Vorrede zur ersten Auflage der ›Wanderungen durch die Mark Brandenburg‹ wird der antisystematische und transitorische Charakter der Unternehmung betont: „Und sorglos hab’ ich es gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Ernte geht, sondern wie ein Spaziergänger, der einzelne Ähren aus dem reichen Felde zieht.“<sup>67)</sup> Fontanes Texte werden lebenswelttheoretisch lesbar, weil sie in metonymischen Verkettungen den wiederholten Verzicht auf Explikation zur Sprache bringen. Die topografischen Nebenschauplätze gewinnen eine topologische Qualität. Zentral für diesen Gedanken ist Blumenbergs Miniatur ›Ein Nebensatz, ein Untergang‹. Sie entzündet sich an einem Satz über die Nachmittagsgesellschaft am Rheinsberger Hof von Prinz Heinrich:

Mit besonderer Vorliebe wurden metaphysische Sätze beleuchtet und diskutiert, und alle jene wohlbekanntesten Fragen auf deren Lösung die Welt seitdem verzichtet hat, wurden unter Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit und mit Zitaten pro und contra immer wieder und wieder durchgekämpft.<sup>68)</sup>

Rheinsberg ist ein Rückzugs- und Erinnerungsort wider Willen. Blumenberg stellt heraus, dass Fontanes Heinrich eine Figur „zwischen zwei Unmöglichkeiten“<sup>69)</sup> sei – in der Nähe des Thrones zu bleiben ist ihm ebenso unmöglich wie nach Frankreich auszuweichen. Der beiläufig erwähnte Niedergang der Metaphysik gerät in eine Analogie zu einem politischen Verfallsnarrativ. Für den Wanderer, den „Unfreund der Philosophie“<sup>70)</sup> gehört es ein Jahrhundert

<sup>66)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 14. Blumenbergs Einordnung ist widersprüchlich: Einerseits geht er davon aus, dass ›Der Stechlin‹ „erkennbar Fragment geblieben“ sei (ebenda, S. 9), registriert aber andererseits, „daß wir bis heute nicht wissen, ob dieser Roman Fragment geblieben ist“ (ebenda, S. 36).

<sup>67)</sup> THEODOR FONTANE, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Band, HF II/1, S. 11

<sup>68)</sup> Ebenda, S. 296.

<sup>69)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 65.

<sup>70)</sup> Ebenda, S. 66.

später zu den Selbstverständlichkeiten, dass etwas seinen Untergang nimmt. Nicht der Untergang der Metaphysik, sondern das Selbstverständlich-Werden ihres Verlusts ist das Problem:

Daß der Untergang der Metaphysik wie des Vertrauens zu ihr in einem Nebensatz untergebracht ist, der den ganzen Tischerundenkraftaufwand mit Vergeblichkeit stigmatisiert, ist große Kunst. Ist es gerade dadurch, daß dieser ‚Verzicht‘ auf Fragelösungen, den ‚die Welt‘ seither geleistet hat, die Integration ins Lebensweltlich-Selbstverständliche des nächsten Jahrhunderts – der Wandererlebenszeit – erfährt. Auf Untergänge ist man nun eingestellt. Sie können in Nebensätzen stattfinden.<sup>71)</sup>

Fontanes „große Kunst“ besteht darin, durch geschickte Umbelastung des Satzgefüges dieses *zweite* Versinken thematisch zu machen. Die Glossierung setzt genau dort an, bei einer Verschränkung von Nebensatz und Nebenschauplatz. Die nebenbei vorgeführte Tilgung philosophischer Ansprüche ist zugleich meta- und prototheoretisch: Metatheoretisch, weil das Absinken obsoleter metaphysischer Sätze ins „Lebensweltlich-Selbstverständliche“ beobachtbar wird, prototheoretisch, weil die Nebenleistungen zur Hauptsache werden und sich so der Umschlag in Theorie vorbereitet. Dieser Umschlag kommt von der Seite her zur Lesbarkeit, bleibt bloßer Ansatz. Fontanes Schreiben und Blumenbergs Glossierung treffen sich in ihrer Aufmerksamkeit für die disruptive Kraft des Marginalen.<sup>72)</sup> Mit dem ‚Aparten‘ hat Fontane ein Wort dafür, dessen strukturelle Implikationen Bettine Menke herausgearbeitet hat:<sup>73)</sup>

*Apart* wäre [...], was sich einer Hierarchisierung nicht fügt, die den Teil allein vom Ganzen her denkt, insofern es diesem schon entstamme, und in diesem – restlos – aufgehen können soll, weil er, der Teil, ihm, dem Ganzen, immer schon zugehörig und untergeordnet war. Der Versicherung, daß der Teil auf die Totalität verweise und sich ihm gewaltlos ein- und unterordne, steht ein *arabesk* zu verstehendes *à-part* (*beiseite*) entgegen. Denn den ‚Teil‘ im *A-parten* zu hören, weist einen anderen Ort am Rande an, der sich nicht dem Ganzen integriert und in ihm aufgehen wird. – [...] Das *Aparte* benennt nun nicht (nur) eine Klasse von Gegenständen, etwa die ‚aparte Frau‘, sondern *als* ‚beiseite‘ organisiert es eine Relation, eine selbstreflexive Figur.<sup>74)</sup>

<sup>71)</sup> Ebenda, S. 66–67.

<sup>72)</sup> Dies entspricht der Konstellation, die FLEMING an der Thales-Anekdote, dem antiken Paradigma zu einer „Urgeschichte der Theorie“ (HANS BLUMENBERG, *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt/M. 1987), herausgearbeitet hat: „Representing the lifeworld, the laughter of the maid erupts at once from the margins and the inside of thought“ (*On the Edge of Non-Contingency*, zit. Anm. 5, S. 34).

<sup>73)</sup> BETTINE MENKE, Fontanes Melusinen, in: *Die Bilder der ‚neuen Frau‘ in der Moderne und den Modernisierungsprozessen des 20. Jahrhunderts*, hrsg. von KRYSZYNA GABRYJELSKA, MIROSLAWA CZARNECKA und CHRISTA EBERT, Wrocław 1998, S. 25–50. Das „*aparte*“ sei ein „symptomatisch auftretendes Wort“ Fontanes (S. 36), prominent etwa in ‚Cécile‘. Vgl. auch NEUMANN, *Romankunst als Gespräch* (zit. Anm. 37), S. 11: ‚Apartheit‘ ist dort im Kontext von „Norm und Abweichung“ diskutiert.

<sup>74)</sup> MENKE, Fontanes Melusinen (zit. Anm. 73), S. 37.

Als ein nicht Integrierbares, aber dennoch Relationsstiftendes, das die Voraussetzungen von Totalitätsfiguren irritiert und in Konkurrenz zum Elementaren steht, lässt sich das Aparte in einen Bezug zum lebensweltlichen „Rand von Unsicherheit“<sup>75)</sup> setzen. Es „stört die Logik von Gehalt und Beiwerk und damit die Möglichkeit einer geschlossenen Lektüre eines integralen Gehaltes selbst“.<sup>76)</sup> Das umrankende Beiwerk, die Arabeske, unterlaufe polare Oppositionen,<sup>77)</sup> sei vielmehr „bestimmt durch das Kippen zwischen verschiedenen miteinander konkurrierenden Darstellungsmodi und Lesemodi“.<sup>78)</sup> In der Ergänzung zu seiner *Poetik-und-Hermeneutik*-Vorlage ›Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans‹ beschreibt Blumenberg die Arabeske als wesentliches Kriterium moderner Ästhetik: „Die Arabeske ist repräsentativ für den unnaiven Roman, der sich selbst zu thematisieren beginnt.“<sup>79)</sup> Indem die Glossen dieses selbstreflexive ›Beiseite‹ in Fontanes Texten aufgreifen, tragen sie sich in den Widerstreit ›konkurrierender Lesemodi‹ ein.

#### 6. Aufkommen der Lektüre (›Am Schermützel‹)

Das Textstück ›In-der-Lebenswelt-sein heißt: Nichtschwimmer sein‹<sup>80)</sup> kommentiert eine Spreeland-Episode aus den ›Wanderungen‹. In Blumenbergs Referat wird Fontanes Szene an entscheidender Stelle unterbrochen. Mit dieser Zäsur verschiebt sich die darstellungslogische Adressierung der Lebensweltthematik.

Als der ›Schermützelsee‹ wieder in Sicht gerät, muss sich der Wanderer entscheiden: zwei Dörfer – Saarow und Pieskow – erscheinen ihm gleichermaßen

<sup>75)</sup> BLUMENBERG, *Theorie der Lebenswelt* (zit. Anm. 26), S. 124. „Emotional“ sei dieser Rand „besetzt mit Vorgängen des Befremdens, des Erschreckens, des Entsetzens, der Furcht“ (ebenda, S. 135); ausgehend von dieser Beobachtung bedürfte die hier vorgeschlagene Bezugnahme einer eigenen und kritischen Analyse.

<sup>76)</sup> MENKE, *Fontanes Melusinen* (zit. Anm. 73), S. 43.

<sup>77)</sup> Vgl. ebenda, S. 40.

<sup>78)</sup> Ebenda, S. 43–44.

<sup>79)</sup> HANS BLUMENBERG, Ergänzung des Referats, in: *Nachahmung und Illusion. Kolloquium Gießen Juni 1963*, hrsg. von HANS ROBERT JAUSS, München 1969, S. 219. HELMSTETTER greift diese Formulierung auf und bezieht diese Kraft des Marginalen etwa auf die Elementarstrukturen von ›Irrungen, Wirrungen‹ – es seien „Randbemerkungen, arabeske Marginalien, die das Konstruktionsprinzip des Textes en miniature ausstellen“ (Die Geburt des Realismus, zit. Anm. 11, S. 142) – sowie auf ›Effi Briest‹: „Als Prinzip und Emblem“ führe die Arabeske „ins Zentrum des Romans und seiner Poetik“ (ebenda, S. 198), dieses dann gleichsam ausstreichend.

<sup>80)</sup> Der Text ist zuerst als zweiter Teil eines Zeitungsartikels erschienen: Fontane zu Wasser. Zwei philosophische Ansichten des Markenwanderers, *Neue Zürcher Zeitung* vom 7. Juli 1990, Nr. 155, S. 65. Der Beginn ist identisch mit dem Text ›Fontanes Seenot (Die Columbus-Formel)‹, der auch in ›Vor allem Fontane‹ unmittelbar vorangestellt ist.

reizvoll, jedoch liegt nur Pieskow auf der Reiselinie. Weil der Kutscher Moll kurze Wege liebt und die Pferde schonen will, treffen sie die Absprache, dass er allein vorfahren werde. „Das fand denn auch seine Zustimmung“, schreibt Fontane, „wie jede den Weg kürzende *Proposition*“.<sup>81)</sup> Währenddessen werde der Wanderer das hangabwärts gelegene Saarow zu Fuß besuchen und von dort mit dem Fährboot, einem „Seelenverkäufer“,<sup>82)</sup> übersetzen. Die Bootsführer der Fähre, ein eben noch im Bootshäuschen gescholtener Junge und seine jüngere Schwester, übernehmen diese Aufgabe offenbar in Vertretung des Vaters. Als sie etwas über die Seemitte hinaus gelangt sind, verwickelt der Wanderer die beiden Kinder in ein Gespräch:

„Wie tief ist denn eigentlich euer See?“  
 „Na, wie uns' Huus.“  
 „O, mihr, mihr“, flüsterte die Schwester.  
 „Und könnt' ihr denn auch schwimmen? Oder du wenigstens?“  
 „Nei.“  
 „Ja, da kannst du ja mal ertrinken.“  
 „O, ick wihr doch nich.“  
 „Nu nimm mal an, wenn euer Boot umkippt.“  
 „Uns' Boot kippt nich.“  
 Und dabei sahen sie sich an und kicherten und ruderten weiter.<sup>83)</sup>

Blumenberg kommentiert diese Szene lakonisch: „Das ist die Lebenswelt; nur wer von außen in sie eintritt, sieht Risiken jenseits des Randes alltäglicher oder erinnelter oder jemals auch nur vorgestellter Vorkommnisse.“<sup>84)</sup> Lebenswelt heißt, nicht gerüstet zu sein für das Auftreten von Unvorhergesehenem. Als derjenige, der sich dennoch auf dem Wasser befindet, sei der Nichtschwimmer, der nicht einsieht, schwimmen können zu müssen, wo er doch ein Boot hat, das Subjekt dieser Welt.<sup>85)</sup> In diesem Schema stößt die Nachfrage des Wanderers den Lebensweltverlust der Kinder an, ist die von außen kommende Irritation. Das Nicht-Versinken des Bootes korrespondiert mit dem Absinken der Störung ins Selbstverständliche („Uns' Boot kippt nich“). In Bezug auf das Lebensweltskonzept hat die Szene einen illustrativen Charakter. Blumenberg nutzt hier in der Tat die Bezeichnung „Verbildlichung“.<sup>86)</sup> Dieser Verbildlichung liegt

<sup>81)</sup> THEODOR FONTANE, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Zweiter Band, HF II/2, S. 478, H. v. m.

<sup>82)</sup> Ebenda.

<sup>83)</sup> Ebenda.

<sup>84)</sup> BLUMENBERG, *Vor allem Fontane* (zit. Anm. 3), S. 96.

<sup>85)</sup> Vgl. ebenda, S. 96–97. Der Bezug zum metaphorologischen Arbeitskontext ›Schiffbruch mit Zuschauer‹ ist eindeutig.

<sup>86)</sup> Ebenda, S. 94.

eine Vermittlungsarbeit des Kommentars zugrunde. Anhand einer erkannten Strukturanalogie wird die literarische Szene auf den phänomenologischen Begriff gebracht.

Der über die Glossierung eingebrachte theoretische Mehrwert liegt dann in dem Ergebnis, das sie bringt, nicht aber in sich selbst. Generalisiert man dieses Modell, lässt sich die Literatur auf ihre verdeckten ‚Verbildlichungen‘ philosophischer Begriffe durchmustern. Ist diese Relation erst gesetzt, ist es im Grunde genommen unerheblich, dass es sich hier um die ‚Lebenswelt‘ handelt; es könnte sich, da es letztlich unaffiziert von der literarischen Konfiguration bliebe, ebenso gut um ein anderes Philosophem, etwa um das ‚In-der-Welt-sein‘ handeln. Auch wenn eine solche Lesart nahe liegt und von Blumenberg sogar forciert wird, spricht einiges dagegen, dass das strukturelle Problem damit schon adäquat bestimmt wäre. Dagegen sprechen etwa die mitgesetzte Trennung von Literatur und Philosophie, Blumenbergs Einsichten aus einer zur ‚Theorie der Unbegrifflichkeit‘ ausgebauten Metaphorologie, die Ausblendung eines möglichen Eigenwerts des glossierenden Verfahrens, schließlich die Zurückweisung eines reduktiven Lebensweltverständnisses. Um eine gegenstrebige Lesart des Verhältnisses zwischen der Miniatur und Fontanes Prosastück zu erproben, sind diese Elemente jedoch zentral. Blumenbergs Einsatz „Das ist die Lebenswelt“, führt, obwohl er das Problem benennt, zugleich ein Stück weit in die Irre.

Der Hinweis liegt darin, dass dieser Satz, der eine Darstellung der Lebensweltproblematik *avant la lettre* behauptet, mit der Unterbrechung des Referats dieser Darstellung ineins fällt. Nicht nur Blumenbergs Kommentar lässt sich lesen, auch die Tatsache und Situation des Kommentierens selbst. Der Kommentar bringt eine Bewegung zum Stillstand, um, so scheint es, eine marginale Szene mit philosophischem Gehalt aufzuladen; aber dies geschieht um den Preis eines Verlusts der Verunsicherung, der ‚Krisenzone‘, die Fontanes Szene provoziert. Wenn Blumenberg das, „was scheinbar am Rande geschieht,“ zu lesen verstehe, wie Zill konstatiert, und „auf seine Signifikanz für die Lebenswelt hin“ entfalten könne, dann verdeckt die hier gefundene „Bedeutsamkeit[...] im scheinbar Marginalen“<sup>87)</sup> – die Lebensweltzuschreibung – das Marginale als Marginales. Blumenbergs Zuschreibung verstellt geradezu die lebensweltlich entscheidende Bewegung, nämlich eine potenzielle immanente Destruktion.

In diesem Aspekt korrespondiert die Äußerlichkeit des Kommentars mit der Frage des Wanderers, nur dass es jetzt die literarische Figuration ist, die ihre Unbemercktheit preisgibt. Ich schlage vor, die Verunsicherung vor dem Einrasten des Kommentars, d.h. die autodestruktive Tendenz des Margi-

<sup>87)</sup> ZILL, Anekdote (zit. Anm. 1), S. 38.

nalen mit dem Problem der Lektüre zu verbinden, und zwar so, dass die Lektürebewegung selbst zu einem integralen Teil des Lebensweltproblems wird, das sie zugleich als ‚verbildlichtes‘ präsentiert. Denn dass an dieser unscheinbaren Textpassage bei Fontane überhaupt eine ‚Verbildlichung‘ von Selbstverständlichkeit thematisch werden kann, ist, für sich genommen, keineswegs selbstverständlich. Der Vorschlag zielt weder darauf, den Text als Lebenswelt zu verstehen, noch darauf, das Lesen als Überführung von Selbstverständlichkeit in Verständlichkeit zu bestimmen.<sup>88)</sup> Lebenswelt- und lektüretheoretisch relevant sind die gegenstrebigem Lesemodi, auf die sich die phänomenologische Aufmerksamkeit für Trivialitäten hier einlassen muss. Während im Überlesen eine Stabilisierung des ‚Hingenommenen‘ läge, irritiert das glossierende Verfahren diese Tendenz. Innerhalb dieses Verfahrens muss unterschieden werden zwischen einer darstellungslogischen Lesart (‚Verbildlichung‘), die begrifflich sistiert, und jenem Moment der Irritation selbst. Soll dieses nicht als ‚von außen kommende‘ Infragestellungen verstanden sein, muss es bereits in Fontanes Text, in der inszenierten Marginalität angelegt sein.

Geht man ein wenig über die von Blumenberg zitierte Stelle hinaus, deutet in ›Am Schermützel‹ zunächst kaum etwas auf eine stabile Konstellation hin. Nichts ist an seinem Platz. Die Kinder vertreten, indem sie das Boot übersetzen, die Stelle des abwesenden väterlichen Signifikanten. Der Wanderer weicht, indem er die Fähre nimmt, von seinem Weg ab und hinterlässt einen Kutscher ohne Passagier. Fontanes Prosastück drängt aber auf eine Auflösung dieser Destabilisierung, auf ein Gelingen, zur Rückkehr auf die eigentliche Route. Als sich Wanderer und Kutscher später auf der gegenüberliegenden Uferseite wiedertreffen, beklagt sich der Kutscher über die empfundene Leere: „Is *das* eine Gegend! In Saarow is nichts, das kenn’ ich, und hier in Pieskow is gar nichts.“<sup>89)</sup> Blumenbergs Kommentar hingegen hält die Szene inmitten der Überfahrt an, gewissermaßen auf dem Weg von ‚nichts‘ zu ‚gar nichts‘. Er lässt so gesehen den „Seelenverkäufer“ nicht mehr an der Uferböschung ankommen, den Wanderer nicht den ‚hohlen Klang‘ unter dem Pieskower Kirchboden erklopfen, den Umweg so nicht im empfundenen „Hoch- und Vollgefühle“<sup>90)</sup> enden, ehe der Wanderer wieder auf den vom ernüchterten Moll genutzten Weg trifft – auf den der „Proposition“.

<sup>88)</sup> Es bedarf einer ausführlichen, an dieser Stelle nicht zu leistenden Analyse, welche die übersehene Selbstverständlichkeit des Lesens selbst mit Blumenberg lebenswelttheoretisch reformuliert.

<sup>89)</sup> FONTANE, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Band (zit. Anm. 81), S. 483.

<sup>90)</sup> Ebenda.

Die Zäsur setzt Blumenberg inmitten des Übertragungsgeschehens, wo Verlust und Restitution von Selbstverständlichkeit ineinandergreifen. Der diese Zäsur setzende Satz – „Das ist die Lebenswelt“ – ist in sich paradox, weil ‚Lebenswelt‘ das Paradigma dessen ist, auf das sich nie zeigen und das sich gerade nicht bestimmen lässt, da sie im Moment ihrer Bestimmung zu existieren aufhört.<sup>91)</sup> Hierin liegt der performative ‚Witz‘: Was sich philosophisch nicht direkt adressieren lassen darf, kann im literarischen Artefakt seine indirekte und unbegriffliche Darstellung nur um den Preis einer erneuten Verfehlung finden. Der von Blumenberg besprochene Widerstreit zwischen „theoretischer“ und „ästhetischer Einstellung“<sup>92)</sup> lässt sich – was die Miniaturen zu Fontane betrifft – nicht jenseits der Frage nach der Lektüre diskutieren. In der Selbstaussstellung der Glosse *als* Glosse liegt die unbegrifflich-lebensweltliche Pointe. Indem sie einen bestimmten Fokus setzt, zeigt die Glossierung zugleich ihr eigenes Unterbrechen wie auch ihr Unterbrochensein. Unterbrochen ist sie, insofern sie eine vergangene Lektürebewegung in ihrer Differenz zu den ihr nachfolgenden markiert. Glossieren ist, mit Blumenberg, die Technik, die einen unmerklichen Moment textueller Irritation aufnimmt, um ihn derart auszustellen, dass sich dieses Ausstellen selbst anderen Lektüren überantwortet. Die Glossierung muss ihrerseits glossierbar sein. Sie ist, in diesem Sinn, endlos.<sup>93)</sup> Während die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Techniken der glossierenden Texterschließung darauf zielen, einen nicht oder nicht mehr geläufigen Begriff zu erläutern, liegt dieses Verhältnis in Blumenbergs Nichtschwimmerkommentar anders. Der erläuterungsbedürftige Begriff kommt hier *hinzu*; die Fontanepassage muss ihrerseits als Erläuterung für das einspringen, was – wenn es sich um ein texterschließendes Verfahren handelte – ihrer Explikation hätte dienen sollen.

<sup>91)</sup> „Die Lebenswelt selbst zum Gegenstande theoretischer Deskription zu machen, ist ja nicht eine Rettung und Bewahrung dieser Sphäre, sondern in der Enthüllung die unvermeidliche Zerstörung ihres essentiellen Attributs der Selbstverständlichkeit. Der kritisch benötigte und gesuchte Begriff kann nicht gewonnen werden ohne Aufhebung der Sache“ (BLUMENBERG, *Lebenswelt und Technisierung*, zit. Anm. 24, S. 48). In seinem frühen Husserlbuch zur Beilage III der *Krisisschrift* hat JACQUES DERRIDA auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die die Adressierung der apriorischen Strukturen einer ‚vorwissenschaftlichen Welt‘ bereitet. Bereits Husserls Denkbewegung folge einer „rückläufigen ‚Zick-Zack‘-Bewegung“ (Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie, München 1987, S. 157). Vgl. auch Anm. 25.

<sup>92)</sup> Explizit und prominent in: HANS BLUMENBERG, *Sokrates und das ‚objet ambigu‘*. Paul Valérys Auseinandersetzung mit der Tradition der Ontologie des ästhetischen Gegenstandes, in: *Ästhetische und metaphorologische Schriften* (zit. Anm. 6), S. 74–111.

<sup>93)</sup> ZILL veranschlagt eine solche Endlosigkeit auf der Ebene des Programms der ‚Nachdenklichkeit‘: Das „Charakteristische an seinem Verfahren“ sei, dass Nachdenklichkeit „mit einer Sache nicht zu Ende“ komme (ZILL, *Anekdote*, zit. Anm. 1, S. 41).

7. *Lesen und lesen lassen* (›Aus dem Nachlass‹)

Die Endlosigkeit des Verfahrens steht in einem scharfen Kontrast zum Topos der letzten Worte, der von Blumenberg immer wieder aufgegriffen wird.<sup>94)</sup> Doch gerade in dieser ‚Gattung‘ fallen Gewinn von Tradierbarkeit und Unsicherheit der Überlieferung zusammen: Zeichnen sich letzte Worte doch dadurch aus, dass sie, ehe „sie zum Bonmot oder geflügelten Wort werden“, immer zugleich „zitiert *und* fehlzitiert“ würden.<sup>95)</sup> Die ›Glossen‹ greifen solche Verunsicherungen auf.

Das nur als Abschrift überlieferte Nachlassgedicht ›Leben‹, von dem Blumenberg sagt, dass es so etwas wie „Fontanes ‚letztes Wort‘ sein könnte“,<sup>96)</sup> ist vor allem aufgrund seiner Editions- und Rezeptionsgeschichte interessant. Diese ist durch einen vehement und öffentlich ausgetragenen Disput zwischen Thomas Mann und Otto Pniower über die ‚richtige‘ Lesart des Gedichts bestimmt.<sup>97)</sup> Trotz der von Mann aufgebotenen Rhetorik hat sich Pniowers Lesart im Wesentlichen durchgesetzt. In ›Leben‹, ein Fünfzeiler kommentiert Blumenberg diesen Disput bis zu dem Punkt, an dem Mann den eigenen Irrtum nicht mehr ausschließen konnte – „ganz am Lebensende“, wie Blumenberg bemerkt.<sup>98)</sup> Die Konstellation gewinnt an Komplexität einerseits dadurch, dass das Gedicht selbst das Lebensende thematisiert, andererseits durch Manns expliziten Anschluss an das Romanwerk Fontanes. Nicht zuletzt lässt sich fragen, ob das Gedicht überhaupt als abgeschlossen angesehen werden kann. Blumenbergs Lektüre geht von einer Vervielfältigung der in den Publikationsprozess eingebundenen Instanzen und ihren gegenseitigen wie internen Widersprüche aus. Das Problem philologischer Gewissheit wird dort aufgenommen, wo sich die Möglichkeit eines *close reading* an eine diskursive und mediale Konstellation verliert. Die in der Überlieferung „klaffende Lücke“ markiert dabei eine strukturelle Analogie zum Format der Anekdote, dem *anékdoton*. Denn die „Aura der Anekdote“ bestehe gerade darin, dass sie eine solche Lücke nicht schließe, vielmehr den „Horizont ihrer Vieldeutigkeit“

<sup>94)</sup> Etwa in: ›Kein letztes Wort bei einem lebensgetreuen Tod‹, ›Letztes Wort im Irrealis – oder der anderen für den, der es nicht mehr sagen kann‹, ›Fontane legt das letzte Wort des fallenden Helden aus‹, ›Balladesker Liebestod‹, ›Eine Mine im Nachlass‹ und ›Nicht umsonst gelebt!‹. Es ist damit Bestandteil eines weiter gefassten Arbeitskontextes Blumenbergs, der u. a. in der Diskussion philosophischer „Todesanekdoten“ reflektiert wird: ›Glossen zu Anekdoten‹ (zit. Anm. 3), S. 28ff.

<sup>95)</sup> KARL S. GUTHKE, *Letzte Worte. Variationen über ein Thema der Kulturgeschichte des Westens*, München 1990, S. 15, H. v. m.

<sup>96)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 38.

<sup>97)</sup> Vgl. zu der entbrannten Diskussion und Editionsgeschichte den kritischen Kommentar in: THOMAS MANN, *Essays II: 1914–1926*. Kommentar von HERMANN KURZKE, GKFA Bd. 15/2, Frankfurt/M. 2002, S. 188–191.

<sup>98)</sup> BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 39.

erhalte.<sup>99)</sup> Vor diesem Hintergrund gewinnt der philologische Disput lebenswelttheoretische Relevanz.

In einem Artikel in der ›Vossischen Zeitung‹ plädiert Pniower im Mai 1920 dafür, die fünf Zeilen wie folgt zu lesen:<sup>100)</sup>

Leben! Wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot!  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, daß es endet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.

Er reagiert damit nicht nur auf den aus seiner Sicht falschen Abdruck in der Erstausgabe der Nachlassschriften, sondern vor allem auf Thomas Manns Aufsatz ›Der alte Fontane‹ (1910/19).<sup>101)</sup> Dieser endet mit einer emphatischen Zitation des Gedichts, wie es im Nachlassband von 1908 abgedruckt ist:<sup>102)</sup>

Leben; wohl dem, dem es spendet  
Freude, Kinder, täglich Brot,  
Doch das Beste, was es sendet,  
Ist das Wissen, das es sendet,  
Ist der Ausgang, ist der Tod.

Anstelle der Konjunktion ‚daß‘ steht in der vierten Zeile das relativische ‚das‘, worauf ein vorangestelltes ‚s‘ aus „endet“ ein nochmaliges „sendet“ macht. Mit

<sup>99)</sup> BLUMENBERG, *Glossen zu Anekdoten* (zit. Anm. 3), S. 30.

<sup>100)</sup> OTTO PNIOWER, *Der verballhornte Fontane. Eine falsche Lesart*, *Vossische Zeitung*, 5. Mai 1920 (Abendausgabe). Sowohl in der Hanser-Ausgabe – mit der Blumenberg arbeitete – als auch in der Großen Brandenburger Ausgabe bei Aufbau (1995) ist das Gedicht wie folgt abgedruckt: „Leben; wohl dem, dem es spendet / Freude, Kinder, täglich Brot, / Doch das Beste, was es sendet, / Ist das Wissen, daß es endet, / Ist der Ausgang, ist der Tod“ (HF I/6, S. 392; GBA II/2, S. 480). HELMUTH NÜRNBERGER merkt an: „Die Nichtveröffentlichung des kleinen Gedichts könnte darauf schließen lassen, dass F[ontane] es als noch nicht abgeschlossen empfand“ (HF I/6, S. 1108). NÜRNBERGER verweist auf die Einsendung von Martin Süßmann in der ›Vossischen Zeitung‹ vom 2. Juli 1920 sowie auf eine spätere Diskussion in den ›Fontane-Blättern‹ 1969. Er kommt zu dem Schluss, dass „die von Thomas Mann verteidigte Fassung der Verszeile in Ettlingers Nachlaßband („Ist das Wissen, das es sendet“) auf Grund des Überlieferungsbefundes abzulehnen“ sei (HF I/6, S. 1108). JOACHIM KRÜGER und ANITA GOLZ ergänzen dazu im Brandenburger Kommentar, dass sich der Entwurf im Konvolut ›Gedichte (Anfänge und Entwürfe aus den letzten Jahren)‹ befand, der auf die Jahre 1892–1898 datiert wird (vgl. GBA II/2, S. 693); die Abschrift befindet sich im Fontane-Archiv-Potsdam (FAP, Ha 212).

<sup>101)</sup> THOMAS MANN, *Der alte Fontane*, in: DERS., *Werke – Briefe – Tagebücher, Essays I: 1893–1914*, GKFA Bd. 14/1, hrsg. von HEINRICH DETERING, Frankfurt/M. 2002, S. 245–274; zur zweiten Fassung von 1919 und deren Deutungsverschiebung: vgl. *Paralipomena*, ebenda, S. 383–387). Dieser Aufsatz hat den Gang der Fontane-Rezeption maßgeblich beeinflusst – vgl. EDA SAGARRA, *Der Stechlin. Roman*, in: *Fontane-Handbuch*, hrsg. von CHRISTIAN GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER, Tübingen 2000, S. 662–678.

<sup>102)</sup> THEODOR FONTANE, *Aus dem Nachlaß*, hrsg. von JOSEF ETTLINGER, Berlin 1908, S. 162; MANN, *Der alte Fontane* (zit. Anm. 101), S. 274.

dem Gedicht in dieser Gestalt beschließt Mann seine These, „daß erst Todesreife wahre Lebensreife“ sei, Fontanes physische Vergreisung eine künstlerische Verjüngung bedeute.<sup>103)</sup> In seiner Entgegnung auf Pniower behauptet Mann, das Beste am Leben sei, dass es zu der Erkenntnis führe, die „an seinem Ausgang unser wartet“.<sup>104)</sup> Einen Gemeinplatz wie den, dass das Leben nunmal ende, traut er dem späten Fontane nicht zu. Pniower hingegen befindet, das gedoppelte „das es sendet“ sei vermeidbar und „häßlich“.<sup>105)</sup> Entscheidend aber sei die sachliche Deplatzierung, da die zwei ersten Zeilen Güter des Lebens nennen, das ‚Doch‘ der dritten Zeile einen bis zum Ende durchgehaltenen Gegensatz einleiten würde.<sup>106)</sup> Mann versteht die letzte Zeile als Erläuterung der vorletzten. Es handle sich nicht um einen gegensätzlichen, sondern um einen übertreffenden Sinn.

[M]it derselben intuitiven Sicherheit, mit welcher Herr Pniower behauptet, Fontane habe nicht ‚das es sendet‘ geschrieben, sondern: ‚daß es endet‘, – behaupte, weiß ich und stelle ich fest, daß Herr Pniower irrt [...]. Denn nochmals, ich habe den Spruch geliebt, so wie er überliefert war, und Liebe möchte nicht lächerlich werden.<sup>107)</sup>

Wenige Sätze nach der Polemik, dass man kein Philologe sein brauche, um die Vermeidbarkeit der ‚häßlichen‘ Doppelung zu erkennen, hatte Pniower geschrieben, dass „der Philologe [...] auch einmal zuversichtlich sein“ dürfe „und eine Konjektur für *absolut sicher* ausgeben“ könne.<sup>108)</sup> Mann zufolge soll die „Liebe“ auch und gerade zu irritierenden Dichterworten – eine buchstäbliche Philologie – diese Gewissheit noch einmal übertrumpfen können. Als Einsetzung des eigenen Anspruchs auf Verstehen in die Lücke der Überlieferung funktionieren beide Einlassungen katachrestisch. Sie versuchen, den Mangel eines eigentlichen Wortes rhetorisch zu überschreiben. Die Versuche, den anekdotischen Charakter zu tilgen und in Eindeutigkeit zu überführen, produzieren selbst Anekdotisches.

Anders als Mann will Pniower den Text vor einer ästhetisch unbefriedigenden Inkonsistenz retten. Die Debatte um die vierte Zeile lässt leicht übersehen, dass sich in Pniowers Zitation aus den von Ettliger herausgegebenen Nachlassschriften bereits eine Änderung der ersten und zweiten Zeile eingeschlichen hat. Denn bei Ettliger steht nach „Brot“ ein Komma und auf das erste Wort

<sup>103)</sup> Ebenda.

<sup>104)</sup> THOMAS MANN, Über einen Spruch Fontanes, in: DERS., Werke – Briefe – Tagebücher, Essays II: 1914–1926, GKFA Bd. 15/1, hrsg. von HERMANN KURZKE, Frankfurt/M. 2002, S. 306–310, hier: S. 309.

<sup>105)</sup> Vgl. PNIOWER, Der verballhornte Fontane (zit. Anm. 100).

<sup>106)</sup> Vgl. ebenda.

<sup>107)</sup> MANN, Über einen Spruch Fontanes (zit. Anm. 104), S. 307–308.

<sup>108)</sup> Vgl. PNIOWER, Der verballhornte Fontane (zit. Anm. 100), H. v. m.

folgt ein Semikolon; auch die spätere Fischer-Gesamtausgabe, an der Thomas Mann Anstoß nimmt, setzt, anders als Pniower, keine Ausrufungszeichen.<sup>109)</sup> Mann versucht daraus Kapital zu schlagen. An eine erneute Zitation aus der Erstausgabe der Nachlassschriften schließt er den Kommentar an: „So (mit dem stillen Semikolon nach dem ersten Wort; das Ausrufungszeichen, das Herr Pniower versehentlich setzt, ist ganz unfontanisch; das Wort ‚Leben‘ wird hier nicht ausgerufen, sondern nachdenklich hingesagt).“<sup>110)</sup>

In Abwesenheit des Originals stehen sich, wie Blumenberg bemerkt, zwei ‚intuitive Sicherheiten‘ gegenüber.<sup>111)</sup> ›Leben‹, ein Fünfzeiler, ist als Relektüre von streitbaren Lesarten organisiert, nicht von unstrittig gegebenem Lesbaren. Ausgestellt wird das Scheitern des Versuchs, eine existenziale Bedeutsamkeit gegen die sie bedrohende Trivialität zu schützen (Mann). Demgegenüber lässt sich an der vermeintlich trivialen Alternative (Pniower) nicht nur die Rhetorik ‚absoluter Sicherheit‘, sondern wiederum auch deren Fehlgehen ablesen. Die in der Frage nach dem Semikolon verbleibende Unsicherheit ist durch Blumenbergs Übernahme der Pniower-Konjektur etwas verdeckt. Indem er jedoch die Impulse beider Lesarten aufnimmt und so die Konfrontation der intuitiven Sicherheiten betont, rückt Blumenberg letztlich beide Positionen in Distanz. Das ist der lebenswelttheoretische Kern dieser Glosse: In der anfänglichen Rezeptions- und Editions-geschichte eines nur als Abschrift überlieferten Gedichts findet sich bereits das Problem, das am Ende des Fünfzeilers, „schon im Schwund der Aufmerksamkeit“<sup>112)</sup> hätte überlesen werden können: eine konstitutive Uneindeutigkeit.

Diese Konstellation lässt sich auf die eingangs besprochene Komplizierung der Anekdote beziehen. Fleming hat Blumenbergs Hinweis, dass an der formalen Struktur der einzelnen Anekdote ‚nichts Zufälliges‘ sei, in eine Spannung zum kontingenten Rand der Lebenswelt gebracht, indem er eine irreduzible, über die Rezeptionsgeschichte von Anekdoten begründete Varianz als Kontingenzmoment erläutert.<sup>113)</sup> Anekdoten fungieren dann, so die an ›Das Lachen der Thrakerin‹ beobachtete und wiederum auf Derridas Husserl-Kritik zurückbezogene Struktur, als anfängliche Stellvertreter eines unerreichbaren Anfangs: „Each version of the anecdote (a contingent instantiation of a non-contingent form) is a placeholder for the absent beginning.“<sup>114)</sup> Blumenbergs Glossierung

<sup>109)</sup> Vgl. THEODOR FONTANE, Gesamtausgabe der erzählenden Schriften in neun Bänden, Erste Reihe, Bd. 1, Berlin 1925, S. 400.

<sup>110)</sup> MANN, Über einen Spruch Fontanes (zit. Anm. 104), S. 306.

<sup>111)</sup> Vgl. BLUMENBERG, Vor allem Fontane (zit. Anm. 3), S. 40.

<sup>112)</sup> Ebenda, S. 39.

<sup>113)</sup> Vgl. FLEMING, On the Edge of Non-Contingency (zit. Anm. 5), S. 31. Vgl. auch Anm. 5.

<sup>114)</sup> Ebenda, S. 32.

versucht weder den verlorenen Urtext wiederherzustellen, noch einer der zwei absoluten intuitiven Sicherheiten sich anzuschließen.<sup>115)</sup> Vielmehr trägt sie sich in das nunmehr anfängliche Problem der Rezeption ein. Indem sie diese Krisenzone schafft, ‚ist‘ die Lektüre anfangsloser ‚Ansatz von oder zu Theorie‘. Das Heraustreten aus Selbstverständlichkeit geht nicht in Verstehen über: Insofern ist die Zone der Theorieresistenz nur als Grenzwert denkbar, ist der Ansatz *zu* Theorie zugleich ein Ansatz *von* Theorie. Lektüre und Theorie verhalten sich dann so zueinander, dass die Lektüre nicht nur einen irreduzibel theoretischen Zug erhält, sondern *als Theorie überhaupt* operiert, genauer: wiederum nur als Ansatz dazu, der immer auch ein Aufkommen *aus* Theorie ist. Blumenbergs kleine Prosastücke machen das disruptive Lesen als Integral von Theoriebildung lesbar. Sie tun dies nicht, oder zumindest nicht nur, im Sinne einer ‚Verbildlichung‘ philosophischer Probleme, sondern als Ausbuchstabierung literarischer, als Restitution des Eigenwerts des Uneindeutigen. In ›Leben‹, ein Fünfzeiler wird vorgeführt, dass diese Bewegung bereits in vergangene Lektüren eingebunden ist, in ein Gewebe aus diskursiven und materialen Konstellationen, dessen Charakteristikum es ist, dass es unabgeschlossen bleibt.

---

<sup>115)</sup> Blumenberg argumentiert zugleich mit und gegen Pniower und auf Grundlage einer anderen Konsistenz: „Der Nachlaßspruch ist ganz eingebettet in die ‚Kunst der Resignation‘, in die ‚Kunst als Resignation‘, wie sie Fontanes späte Meisterschaft ausmacht“ (BLUMENBERG, Vor allem Fontane, zit. Anm. 3, S. 42).